

## Vom Sinn der Zahlen

---

Noch heute sind die Folianten in der *Royal Academy* zu sehen,<sup>1</sup> die von einer gescheiterten Reform am Ende des 17. Jahrhunderts künden, mit deren Hybris Jorge Luis Borges sich in seinem literarischen Surrealismus auseinandersetzte. Foucault zitiert zustimmend Borges' ironische Spitze in *Ordnung der Dinge* als Beginn seiner Analyse der Repräsentationszeitalters, das mit dem Ende des 17. Jahrhunderts beginnen soll. Es war der Glaube an eine mit Zeichen abschließend und vollkommen in einem Tableau der Begriffe repräsentierbare Welt, indem man von allgemeinsten und abstrakten Begriffen der Metaphysik zu ›Gott‹ und ›Mensch‹ herunter bis zu den kleinsten und geringsten Dingen die Welt in ein Art-Gattungs-Diagramm zur bringen dachte. Der Mensch kommt laut Foucault darin vor, aber nur als ein Gegenstand unter vielen und nicht als der, welcher die Dinge selbst in dem Diagramm repräsentiert. Das soll angeblich erst mit Kant und dem wissenschaftlichen Neukantianismus geschehen sein.

Umberto Eco hat in seinem Buch über die *Suche nach der vollkommenen Sprache* darauf verwiesen, dass die Legende vom Turmbau zu Babel zur entscheidenden Mythenzählung des Christentums wurde, als im elften Jahrhundert eine massive Karriere des Turmbaus zu Babel in der Bildlichkeit stattfand. Damit wurde eine dazu alternative positive Darstellung von Sprachdifferenzen in der Bibel mit der kollektiven Erinnerung durch die Verwirrung durch Sprachdifferenzen vom Turmbau zu Babel in Europa zunehmend verdrängt.<sup>2</sup> Auch wenn dafür die Erklärung Ecos einer beliebten Ideologiekritik des Ökonomismus entspricht, macht er damit gegen sein eigenes semiotisches Vorurteil von der Sprache als Vorbild aller Zeichen darauf aufmerksam, dass der babylonische Zerfall eben nicht in der verwirrenden Sprache, sondern nur im von allen verständlichen Bild erzählt werden konnte, um damit die Karriere von der babylonischen Sprachverwirrung im christlichen Denken repräsentieren zu können. Die Angst vor Babel hat daher nichts

---

1 Vgl. dazu: Mary M. Slaughter, *Universal Languages and Scientific Taxonomy in the Seventeenth Century*, Cambridge University Press 1982.

2 Umberto Eco, *Die Suche nach der vollkommenen Sprache*, München<sup>3</sup> 2002 (DTV), S. 30f. Daher müsste das Buch auch nicht als Suche nach einer vollkommenen Sprache heißen, sondern Suche nach der vollkommenen Schrift, weil es darum geht, die Formationsregeln der damaligen Zeit herauszuarbeiten und nicht das durch Phonozentrismus geprägte linguistische Vorurteil Ecos der heutigen Zeit zu bedienen, was besonders in seiner Passage zur Interpretation Dantes sichtbar wird.

mit einer platonischen Angst vor dem Bild zu tun, sondern im Gegenteil mit dem Begehren nach einer für alle lesbaren Wahrheit im Bild als die eigentliche Schrift gegen die unterschiedlichen phonetischen Sprachen, weil das repräsentierende Bild für alle unterschiedlichen Sprecher der Sprachen dem gleichen kann, was es repräsentiert.

Wesentlich deutlicher bringt Wilkins später diese keineswegs auf das europäische Mittelalter beschränkte Vorbildlichkeit der genuin ikonischen Repräsentation für Sprache in seiner Reform der Repräsentation im 17. Jahrhunderts zum Ausdruck:

»That *conceit* which men have in their minds concerning a Horse or Tree, is the Notion or *mental image* of that Beast or natural thing, of such a nature, shape and use. The *Names* given to these in several Languages are such arbitrary *sounds* or *words*, as Nations of men have agreed upon, either casully and designedly, to express their Mental notions of them.«<sup>3</sup>

Dieser Logozentrismus hat also gar nichts mit einem Phonozentrismus und der Präsenz des erfüllten Wortes zu tun, wie es Derrida für die Tradition darstellt, sondern mit der bildlich aphonon Wahrnehmung des rezeptiven Lesens,<sup>4</sup> in dem Zeichen und Bedeutungen aufgrund des mentalen Bildes mit dem Bild der Wahrnehmung gleich sind, was für phonetische Sprachen in der nur allerdings wenig und selten beachteten klanglichen Onomatopoesie mit dem in der Zeit verfliegenden Wort keine Dauer kennt. Auch wenn Wilkins eine Grammatik der Verben entwirft, ist das Paradigma des Verstehens nie eine phonetische Sprache, weil Zeit vor der Unendlichkeit einer Idee oder göttlichen Welt für menschliche Unvollkommenheit gilt. Eine der Zeit enthobene Repräsentation ist lediglich das an die Idee von eindeutiger Repräsentation angelehnte visuelle Ideal einer Einheit von repräsentierender Schrift für eine zu erfindende Eindeutigkeit für das noch phonetisch nachrangige Ideal der an Zeit gebundenen Wissenschaftssprache. Wie bei Velasquez geht es um zwei Ideale, in der nun aber der König durch die Logik der Mathematik ersetzt wird. Das ist kein phonetischer, sondern ein bildlicher Logozentrismus der menschlichen Bedeutungskonstitution, die vom visuellen Bild, oder um es mit Charles Sander Peirce zu sagen, von der ikonischen Ähnlichkeit in der Repräsentation und damit nicht von der phonetischen Schrift ausgeht, welche diese Art der eindeutigen Referenz nicht kennt und daher des zeitlichen Klangs wegen nur als nachhaltig gegenüber einer sichtbaren ikonischen Repräsentation wahrgenommen wurde. Die Repräsentation der phonetischen Sprache wird hier von der Repräsentation des Bildes getrennt, weil die Herstellung einer idealen Sprache sich allein an einer bildlichen Idealität der Repräsentation orientieren kann.

Es geht zwar in der Reform des 17. Jahrhunderts um die Begründung einer apriorischen Sprache des wissenschaftlichen Sprechens, aber sie liegt einer apriorischen aphonon Wahrnehmung des bildlichen Bewusstseins als Schrift zugrunde, von der aus eine ideale, der Wahrnehmung entsprechende Wissenschaftssprache konstruiert werden soll, um den Bau von Babel endgültig zu erledigen. »Real universal Character [...] should not signifie words but *things* and *notions*, and consequently might be legible by any Nation

3 John Wilkins, *An Essay towards a Real Character and a Philosophical Language*, London 1668, S. 20.

4 Wilkins, *An Essay towards a Real Character*, ebd. S. 12.

in their own Tongue.«<sup>5</sup> Vor allem Unterschied der Nationalsprachen soll es also eine innere unhistorische Ordnung der intelligiblen Begriffe (*notions*) geben, die direkt ohne Umweg der Nationalsprachen (*words* bzw. *tongue*) und damit im Bewusstsein aller fremden Nationalsprachen die Dinge wie ihre visuellen stummen Bilder für alle universal lesbar sind – legible by any Nation – analog und ähnlich zu Hieroglyphen, die als Bilder angeblich Dinge durch Ähnlichkeit der Repräsentation jenseits der Sprache eindeutig für alle jenseits der unterschiedlichen Aussprache als Bild repräsentieren konnten. Daher wurden erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts Hieroglyphen nach dem Auffinden des Steins von Rosette als Ausdruck einer phonetischen Sprache gesehen.

Und auch hier ist es Kantorowicz, der gezeigt hat, warum es Francis Bacon war, der diese Frage durch des Idealverständnis für eine politische Zweiweltentheorie einbrachte, auf die sich später dann Wilkins Reform der *Royal Academy* berief:

»Ins Publikum drangen verwandte Begriffe [einer einheitlichen Doublette der Zweikörperlehre, Erg. Th. Becker] mit Francis Bacon, der im Jahre 1603 für die in Jakob I. vereinten Kronen Englands und Schottlands den Namen ›Großbritannien‹ [Great Britain, Th.B.] als Ausdruck der ›perfekten Union von Körpern, politischen wie natürlichen‹ vorschlug.«<sup>6</sup>

Im 17. Jahrhundert nennen denn auch die englischen Juristen die Krone eine Hieroglyphe des unsterblichen Gesetzes, also ein absolut untrügliches universales Bild, das nicht von der trügerischen phonetischen Schrift bestimmt ist,<sup>7</sup> da Hieroglyphen noch nicht als Ausdruck einer gesprochenen Sprache galten, die folglich nicht durch die zeitlich bedingten Unterschiede phonetischer Sprachen verwirrt sein konnten. Noch heute ist England ein demokratischer Rechtsstaat ohne durch phonetische Schrift kodifizierte Verfassung. Der Hinweis, dass demokratische Gesellschaften wie England auch ohne Verfassung funktionieren, ist eine Geschichtsblindheit so mancher Politologen und Rechtstheoretiker, welche die historische Tradition als Grund übersehen, indem sie daraus eine unhistorische Logik machen.

Wenn alle laut des Mythos in der christlichen Bibel vom Turmbau zu Babel die unterschiedlichen Sprachen an dem Versagen des Projekts schuld waren, dann kann nur die sehende aphone Wahrnehmung die Gemeinsamkeit einer idealen Sprache bilden, die Gott vor diesem Turmbau dem Menschen in die Seele gelegt hat, als sie noch im Paradies waren. Die Differenzen der phonetischen Sprachen wie in dem an die christliche Bibel angelegten Mythos der Verwirrung vom Turmbau zu Babel müssen also in jedem Fall dann ein Beweis für sprachliche Verwirrung der überall gleichen Wahrnehmung sein, die es mit der Aufklärung als Eschatologie der reinigenden Befreiung und Erweiterung der Öffentlichkeit von phonetischen Differenzen durch Wissenschaft aufrechtzuerhalten gilt. Aber so eindeutig die bildliche Repräsentation eines Gegenstandes diesen wiedergibt, hat die Repräsentation auch die Welt im Ganzen eindeutig zu repräsentieren,

5 Wilkins, *An Essay towards a Real Character*, ebd., Kap. III, S. 13.

6 Ernst Kantorowicz, *Die zwei Körper des Königs. Eine Studie zur politischen Theologie des Mittelalters*, München 1990, S. 47.

7 Ebd., S. 40.

um als Ausgangspunkt für einheitliche Wissenschaft im 17. Jahrhundert zu gelten, welche die *Royal Academy* vertritt. Es geht also nicht nur um Repräsentationen der Dinge, sondern um die Kartographierung der gesamten Welt, deren Grammatik möglichst der visuell stummen Repräsentation folgen soll, um den Turmbau zu Babel als rein phonetisches Scheitern endgültig in und mittels durch Bildlichkeit gereinigtes Ideal einer Wissenschaftssprache hinter sich zu lassen. Die ersten Aufklärer des 17. Jahrhunderts haben in der Tat zwar keine Ursprache mehr allein in einer Vergangenheit gesucht, wie Eco festhält, wohl aber im Anspruch einer noch zu konstruierenden zukünftigen Logik bzw. Grammatik von ihrem Standpunkt der Repräsentation, welche von den Hieroglyphen aus- und über sie hinausgeht, was Eco mit seiner an phonetischer Linguistik orientierten Narzissmus der phonetischen Sprachwissenschaft letztlich wieder ebenso übersieht wie Foucaults hermeneutischer Narzissmus des philosophischen Feldes.

Zwar geht es um ein perfektes Verstehen der Welt durch eine *langue philosophique*, die Babel hinter sich zu lassen hat, wie es auch bei Descartes schon im 17. Jahrhundert (und mit heutiger Ausnahme aus anderen Gründen nur noch von Noam Chomsky) gefordert wird.<sup>8</sup> Aber wenn bildliche Repräsentationen für jede durch unterschiedliche Sprachen gekennzeichneten Völker gleich verständlich sind, so muss eine Grammatik der Natur ebenso stumm und zugleich für alle verbindlich sein, was bei der philosophischen Aufklärung dazu führte, die Schrift der Mathematik als Vorbild für alle Grammatiken anzunehmen, was noch bei einem Gottlob Frege im 20. Jahrhundert versucht wurde. Die Schriftform von Zahlen ist jenseits ihrer unterschiedlichen Aussprache in verschiedenen Nationalsprachen allgemein verständlich, so wie 2 für two, deux oder zwei. Es ist schon daher nicht nur eine ebenso stumme Schrift wie die der Hieroglyphen, sondern auch eine überall gleich geltende Grammatik bzw. Logik der Schrift. Schon vor Bischof Wilkins Traktat schlug Thomas Prat der *Royal Society* 1667 die Reinigung aller Sprachen mittels Mathematik vor: »bringing all things as near the Mathematical plainness as they can.«<sup>9</sup> Wie schon Francis Bacon früher behauptete, soll so nah wie möglich heißen: in Umsetzung des mathematischen Ideals einer aphonischen Schrift als Vorbild für das phonetisch umzusetzende Ideal einer Wissenschaftssprache, die zwar als ein phonetisches Sprachsystem niemals ganz, aber zum orientierenden Ideal einer Wissenschaftssprache vom noch höheren Ideal einer stummen mathematischen Schrift ausgehen soll. Stumm hat die Grammatik der Repräsentationen daher wie die Repräsentation selbst zu sein, was dann später Leibniz in der Suche nach der stummen Universalschrift als Grundlage einer enzyklopädischen Sprache zu fassen versucht. Davon kündigt Leibniz schon sehr früh, wenn er im Deutschen dann seine Suche nach Sachzeichen in einem Brief vom April 1679 an den Herzog Johann Friedrich als »une cabbale non-chimerique«<sup>10</sup> gegen den Verdacht

8 Brief an P. Mersenne vom 20. November 1629: René Descartes, Correspondance, in: *Œuvres de Descartes*, hg. v. Charles Adam u. Paul Tannery, Bd. I, Paris 1898, S. 76. Siehe dazu auch: L. Couturat u. L. Leau, *Histoire de la langue universelle*, Paris 1907, S. 11f.

9 Zitiert nach: Paul Cornelius, *Languages in Seventeenth and early Eighteenth Century Imaginary Voyages*, Genf 1965, S. 23.

10 Gottfried Wilhelm Leibniz, *Sämtliche Schriften und Briefe*, hg.v. der Preussischen Akademie der Wissenschaften, Darmstadt 1923, bzw. Leipzig 1938, bzw. Berlin 1950, Bd. I,2, S. 168.

einer häretischen Geheimwissenschaft etwa aus der Herkunft unchristlicher Schriftreligion als Aufklärung verteidigt.

Die Dominanz einer eindeutigen Schrift der Renaissance mittels der Hieroglyphen wird also nicht etwa im Zeitalter der Enzyklopädie aufgegeben, wie Foucault behauptet, sondern lediglich neu und logischer als die Suche nach einer vollkommen von Gott gegebenen Sprache schon in der vorchristlichen Vergangenheit als eine Art Naturreligion verstanden, um dann die europäische Aufklärung als eschatologische universale Spitze in der Welt zu vervollkommen. »Vom siebzehnten Jahrhundert an«, so jedenfalls Foucault in *Ordnung der Dinge*,

»wird man sich fragen, wie ein Zeichen mit dem verbunden sein kann, was es bedeutet. [...] Aber genau dadurch wird die Sprache nichts anderes mehr sein als ein besonderer Fall der Repräsentation [...]. Der Primat der Schrift wird aufgehoben und damit verschwindet jene uniforme Schicht, in der sich unendlich das *Geschriebene* und das *Gelesene*, das Sichtbare und das Aussagbare kreuzen. Die Sachen und die Wörter werden sich trennen.«<sup>11</sup>

Zwar trennt sich in der Tat das Sagbare vom Sichtbaren bei Bacon, wie Foucault wieder die Empirie zunächst richtig erfasst, aber mit einem hermeneutischen Narzissmus missversteht, weil vielmehr das Ideal einer aphonischen Schrift als Vorbild für Sprechen gefordert wird und weil diese visuelle Schrift ihre Bedeutung nicht von der Differenz im Sagbaren hat. Weder ist also von einer Kontinuität des Phonozentrismus seit der Antike zu reden wie nach Derrida, noch ist das von Foucault sogenannte Repräsentationszeitalter von jedem Hieroglyphendiskurs der Renaissance vollkommen abgetrennt ein absolut neues Zeitalter für das Verstehen von Bedeutung.

So kam etwa Carl von Linné anfangs des 18. Jahrhunderts zum größtmöglichen System an Benennungen von Pflanzen, weil er sie nach dem Verhältnis von zwei abzählbaren Elementen rein rechnerisch anordnete: der Zuordnung von weiblichen zu männlichen Geschlechtsorganen in einer reinen, für alle Sprachen nachvollziehbaren Berechnung nach Zahlen. Diese Ordnung bestach nicht nur durch den bisher größtmöglichen Umfang zur Klassifikation von Blumen. Sie war wie von den philosophischen Schriftreformen von Bacon bis Leibniz gefordert, durch ein rechnerisches Klassifikationssystem zu erreichen, so dass sie von jedem sehr leicht erlernt werden konnte unabhängig von den unterschiedlichen Benennungen der Blumen und einer Verschmutzung seiner Logik durch verschiedene Sprachen. Es ging um die rein rechnerische Zuordnung von männlichen (Staubbeutel) und weiblichen (Fruchstempel) Geschlechtsorganen, um danach Pflanzen zu klassifizieren. Die mathematisch gelungene Ordnungsbildung erlaubt zwar die Rede von zweigeschlechtlichen Pflanzen, so dass gerade der Begriff einer Sexualität noch nicht aufkam. Aber die von Linné gewählte Begrifflichkeit verrät, dass die binäre Mathematik der Grund nicht nur von Ordnung ist, sondern dass diese zu einer Ordnung genutzt wird, die nicht nur den mathematischen Code als Reinheit für seine soziale Klassifikation rechtfertigte, sondern stillschweigend den Betrachter: Die oberste Klassifikation seiner Pflanzenwelt nannte Linné nämlich mit dem von ihm definier-

11 Michel Foucault, *Ordnung der Dinge*, S. 75f.

ten Namen der *Monandria*. Die *Monandria* ist rein strukturell die weibliche Pflanze, in der sich ein weibliches und ein männliches Geschlechtsorgan gegenüberstehen. Wenn man den griechischen Namen *Monandria* wörtlich und damit etwas holprig übersetzt, wird ziemlich deutlich, dass damit nicht nur die Ehe gerechtfertigt wird: die ›Eimännliche‹, von *monos*, allein, und *andreios*, dem Manne zugehörig. Sie ist zwar weiblich, aber dies entspricht dann gegenüber menschlicher Ehe einer noch unvollkommeneren Idealisierung in der weiblich dominierten Pflanzenwelt. Der protestantische Pfarrer Linné nannte in der Tat auch den Blütenkelch das duftende Ehebett.<sup>12</sup> Der Name der *Monandria* stellt eine Programmatik dar, indem er suggeriert, dass durch die Zählung des männlichen Anteils erst die weibliche benannte Pflanzenwelt in eine mathematisierbare reine Logik der eindeutigen Ordnung gebracht wird und wie in der Ehe durch den Namen des Mannes als Legende zu einer großen, die perfektere menschliche Ordnung durch reine Mathematik in dem noch imperfekten weiblichen bestimmten Teil der zweigeschlechtlichen Pflanzenwelt zu lesen ist. Die *Monandria* beweist die Unvollkommenheit der weiblichen Pflanzenwelt, so dass nicht nur die Ehe, sondern zugleich der Mann zur Spitze der Klassifikationen gezählt wird, weil der zählende Autor als Norm für die Ordnung gerechtfertigt wird. Auch hier geht es um die Doppelung des Ideals als Synchronie der Synchronie. Aber nicht die mathematische Binarität ist daher das Problem dieser Normalisierung, weil kaum die Logik von Linné als eine nie dagewesene Fähigkeit zur Klassifikation zu leugnen ist, sondern der damit vermittelte Code eines Glaubens an Reinheit des Beobachters, weil hier sehr wohl der Betrachter sich in der scheinbar anonymen Benennung als Autor repräsentiert.

Und Derrida geht von der durchaus berechtigten Kritik der an Phonetik orientierten Linguistik Saussures aus dem 20. Jahrhundert zwar aus, weil letzterer in seinen hermeneutischen Narzissmus einer Sprachwissenschaft die gesprochene Sprache als Vorbild aller Zeichensysteme in einer Semiotik der Zeichen sieht. Aber Derrida projiziert seine berechtigte Kritik der Sprachwissenschaft auf die Zeit von Bacon und Wilkins, in der die Phonetik selbst schon im Namen einer narzisstischen Hermeneutik europäischer Aufklärung kritisiert wurde. Er verstößt in dieser durch gegenwärtiges Verständnis motivierten Vorstellung somit ebenso gegen eine doppelte Hermeneutik einer Objektivierung der eigenen Objektivierung, so dass er nicht sieht, dass seine Forderung nach aphonischer Urschrift exakt derselbe Narzissmus ist, den er kritisiert. Seine Kritik am abendländischen Kolonialismus verdeckt genau wie Foucault den ›kleinen‹ Kolonialismus der Philosophie, als orientierendes Feld aller Felder aufzutreten. Der Wille zum Wissen der Mathematik ist keinesfalls das Problem dieses Kolonialismus, sondern der Wille zur Reinheit der Position.

Die Jesuiten im 16. und 17. Jahrhundert wissen zu berichten, dass es vom Sprechen unabhängige Schriftzeichen gibt, die in China wie Japan (bis heute) verwendet werden und das Gleiche bedeuten, aber phonetisch nur verschieden ausgesprochen werden. Sind sie also nicht etwa als Reste einer göttlichen Urschrift zu interpretieren, somit als ein Ideal einer Naturreligion jenseits der phonetischen Aussprache, wovon die christliche Bibel mit Gottes Auftrag der Benennung aller Lebewesen durch Adam erzählt? (Es

12 Zit. n. Patricia Fara, *Sex, Botany and Empire. The Story of Carl Linnaeus and Joseph Banks*, Cambridge 2003, S. 22.

geht in Wirklichkeit auf politische Verhältnisse einer einstigen Vorherrschaft Chinas und ihrer Grammatikschulen in diesem Teil Asiens zurück). Der theologisch christliche Diskurs der Jesuiten jedenfalls liest darin eine historische Verbindung im Fortschritt der Offenbarung Gottes gegen das weltweite Böse als ein Zwischenschritt heraus, der von den bildlichen Hieroglyphen zur chinesischen vom Bild abstrahierten bloß figurativen Schrift auf die Abstraktion der von jeglichem Bild unabhängigen Alphabetschrift als Ziel eines Buches aller Bücher, d. i. der christlichen Bibel läuft: Die Hieroglyphen sind noch Bilder für naive Menschen einer Naturreligion vor Erscheinen Jesu, welche die Dinge direkt, schriftlich und ohne Stimme repräsentieren, die chinesische Schrift ist aber nur noch figuratives Erbe der repräsentierenden Bilder, die nicht mehr wie Bilder der Hieroglyphen dem Abgebildeten gleichen. Dies werten die Jesuiten als einen Weg der abstrakten Reinigung von Sinnlichkeit, wonach innere stumme Bilder der eigentliche Grund zur inneren Schrift sein sollen, welche dann auf die angeblich vom äußeren Bild vollkommen abstrakten und damit verinnerlichten reinen Glauben verweisen, der nur einer bildlosen phonetischen Offenbarung der Bibel entsprechen kann. So sehr sich diese Geschichtsauffassung der so genannten kantonesischen Jesuiten von einer der philosophischen Aufklärung unterscheidet, so sehr haben doch beide im freilich unterschiedlichen Sinne die Angst Babels vor der Sprachverwirrung im hermeneutischen Rücken ihrer Sichtweisen.

Zwar entspricht diese jesuitische Sicht in gewisser Weise der von Bacon zunehmend geforderten Abstraktion, zeigt sich damit aber bei den Jesuiten in der historischen Ableitung vollkommen widersprüchlich: Einerseits sollen gerade aphone Hieroglyphen schon ein erster Fortschritt der Naturreligion für alle Menschen sein, so dass sich andererseits die chinesischen abstrakten Figurationen von einer phonetischen Schrift als Zwischenschritt einer Bewegung in der Richtung auf das Ziel der Bibel verstanden werden sollen: Eine aphone Naturreligion als Vorbild für die phonetische Sprache der Bibel durch die unvollkommene Abstraktion vom repräsentierenden Bild in der figurativen Schrift Chinas. Dieser Widerspruch zeigt sich bei dem Jesuiten Kircher besonders deutlich als Wille zur christlichen Reinheit seiner Zeit: Sind die Hieroglyphen für ihn eine Art Naturreligion und deren Folge laut seinen Glaubensbrüdern auch die chinesische Schrift, so die von ihm als bildliche Repräsentation interpretierten amerikanischen Stammesvölker das Gegenteil: Ausdruck des Bösen.

Der Widerspruch und Konsens zwischen *langue philosophique* und den Jesuiten liegt in der jeweiligen Verwendung von reinigender Abstraktion gegenüber einem Turmbau durch verwirrende Sprachvielfalt: Abstraktion von Stimme der Aufklärer einerseits wie angeblich die Logik der Mathematik als Fortentwicklung der rein visuell repräsentierenden Hieroglyphen, andererseits bei den Jesuiten aber auch zusätzlich eine Abstraktion noch von jeder äußerlich repräsentierenden Bildlichkeit der Hieroglyphen, die allein dem verinnerlichten Bildern eines europäischen Christenmenschen zukommen soll, was schon China mit seiner stummen nur noch figurativen Schrift vorausgeahnt haben soll. In der *langue philosophique* von Bacon über Descartes bis Leibniz sollen vielmehr die nicht an phonetischer Sprache orientierten repräsentierenden Bilder als Sinn für die Eindeutigkeit in der Wahrnehmung beibehalten werden, so dass für die Aufklärer wie für die Jesuiten China in vollkommen unterschiedlichem Sinn auf das Ziel der Abstraktion in Europa deutet. Es zeigt, dass beide – Jesuiten wie philosophische Aufklärung – von ei-

nem gemeinsamen Sinn für einen Willen zur abstrahierenden Reinheit vom Sinnlichen der Zeit als eschatologisches Ziel der europäischen Aufklärung geprägt sind, in dem sie sich jedoch auch wieder in der Frage der Reinigung unterscheiden. Ein Dissens, dessen Streit gerade Konsens der europäischen Aufklärung im Begehren nach Reinigung aufrechterhält, so dass Konsens darüber herrschte, worüber gestritten wird: das Begehren nach Abstraktion als Fortschritt der Geschichte und Aufklärung mit dem Ziel Europas.

Weil die chinesische Schrift für die Jesuiten ein Fortschritt gegenüber den Hieroglyphen bedeutet, verstehen sie ihre Stellung gegenüber dem noch eigenen unaufgeklärten Volk Europas in einer Analogie zu China, so dass die chinesische Schrift nicht nur wegen einer auf Christentum zielenden Geschichte studiert wird, sondern auch wegen des noch unaufgeklärten, auf undeutliche Bildlichkeit gehenden eigenen Volkes, um den noch unaufgeklärten *vulgus* zum christlich aufgeklärten *populus* Europas im Studium von China zu verwandeln. China verweist auf das Ziel des Christentums und ist zugleich bei den wissenden Jesuiten Mittel allegorisch undeutlichen Bildes des eigenen noch nicht vollkommen aufgeklärten Volkes. Jesuiten werden daher zu den Trägern der Bildallegorien durch massenhaft verbreitete Emblembücher gegen die das Volk überfordernde Mathematik der philosophischen Aufklärer, die gleichermaßen Europa als Ziel sehen. Derrida wie Foucault sehen beide zwar deutlich den Kolonialismus dieses sogenannten Zeitalters der Aufklärung, verstoßen aber beide gegen eine doppelte Hermeneutik: Der große Kolonialismus einer Hegemonie Europas wird dann mit Resten einer neukolonialen Hegemonie eines Narzissmus des je eigenen Feldes als Feld aller Felder kritisiert. Der gegenseitige Widerspruch von Derrida und Foucault in der Darstellung des 17. Jahrhunderts in der *Grammatologie* ein Jahr nach *Ordnung der Dinge* wiederholt in der Feier der Sprache die Antinomie der Reinheit: Kontinuität der phonetischen Schrift bei Derrida für das gesamte Abendland versus Aufhebung jeglicher Kontinuität bei Foucault.